

## Einleitung

### *Anlass der Studie*

Diese Studie wurde von Herrn Rektor Prof. Dr. h. c. Hermann Schoenauer im Jahre 2011 angeregt. Mit ihr sollte einerseits den von ehemaligen Bewohner/-innen erhobenen Vorwürfen von körperlicher und seelischer Gewalt gezielt und gründlich nachgegangen werden,<sup>1</sup> andererseits war von Anfang an eine Erweiterung des Forschungsgegenstandes beabsichtigt. Denn Gewalt entwickelt sich nie im luftleeren Raum, sondern es gilt, die Strukturen zu untersuchen, die ein bestimmtes Verhalten ermöglichen, verursachen, auslösen, begünstigen oder aber erschweren bzw. verhindern.

### *Forschungsstand und Literaturlage*

Schon lange vor der 2006 einsetzenden Debatte um die öffentliche Ersatzerziehung haben sich verschiedene Fachdisziplinen, allen voran die Pädagogik und die Geschichtswissenschaft, der Untersuchung der Zustände in der öffentlichen und in der konfessionellen Heimerziehung in der Bundesrepublik Deutschland angenommen. Diese kann, nicht zuletzt befördert durch den erneuten Diskussionsschub, mittlerweile als recht gut erforscht gelten,<sup>2</sup> auch wenn nach wie vor

<sup>1</sup> Zuletzt wandte sich Arthur A. an die Diakonie Neuendettelsau und berichtete über seine Erlebnisse im Städtischen Krankenhaus in Ansbach 1952. Dort wurde der damals 4-Jährige, der sich bei einem Unfall einen Schädelbruch zugezogen hatte, von Neuendettelsauer Schwestern versorgt. Insbesondere an die Oberschwester hat Herr A. keine guten Erinnerungen: „Aus irgendwelchen Gründen war die Oberschwester der Meinung, das Kind [also Herr A.] müsse sein Essen in möglichst kurzer Zeit zu sich nehmen. Dauerte es nach ihrem Dafürhalten zu lange, landete man im ‚Katzenkämmerchen‘, einem kleinen (wahrscheinlich) Abstellraum, in dem eben drei oder vier Katzen herumschlichen. [...] Zum anderen war das Kämmerchen nicht oder nur wenig beheizt, so dass man nach kurzer Zeit zu frieren anfang. [...] Aber es kam noch schlimmer. Wahrscheinlich bedingt durch die Kopfverletzung und das vielleicht auch ungewohnte Essen kam es häufig vor, dass ich mich erbrach. In diesem Falle wanderte man auch in [das] Katzenkämmerchen und die Oberschwester verlangte, dass man das in den Teller Erbrochene weiter aß. Dass man dieses nach Magensäure schmeckende Essensgemisch nicht herunterbrachte, liegt wohl in der Natur der Sache. Daneben drohte die Oberschwester ständig damit, dass sie den Besuch durch die Eltern untersagen würde, wenn man denen irgendetwas sagen würde.“ Arthur A. an die Diakonie Neuendettelsau, 31.8.2013.

<sup>2</sup> Als neueste Publikationen zur konfessionellen Heimerziehung seien genannt: Ulrike Winkler, „Den eigenen Weg finden‘. Hundert Jahre Jugendhilfe Hephata (1908–2008)“, in: Hans-Walter Schmuhl (Hg.), Hundert Jahre Jugendhilfe Hephata Diakonie, 1908–2008, Schwalmstadt-Treysa 2008, S. 16–51; Matthias Benad / Hans-Walter Schmuhl / Kerstin Stockhecke (Hgg.), Endstation Freistatt. Fürsorgeerziehung in den v. Bodelschwinghschen Anstalten Bethel bis in die 1970er Jahre, Bielefeld 2009, <sup>2</sup>2011; Wilhelm Damberg / Bernhard Frings / Traugott Jähnichen / Uwe Kaminsky (Hg.), Mutter Kirche – Vater Staat? Geschichte, Praxis und Debatten der konfessionellen Heimerziehung seit 1945, Münster 2010; Ulrike Winkler, Vom Rettungshaus zum Jugenddorf – Das Hessische Diakoniezentrum Hephata in den 1950er bis 1970er Jahren, in: EREV

„blinde Flecken“, etwa hinsichtlich der Heime in der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik,<sup>3</sup> zu konstatieren sind. Jene Heime aber, in denen Kinder und Jugendliche mit geistiger und/oder körperlicher Behinderung untergebracht, gepflegt, behandelt, erzogen, beschult und ausgebildet wurden, führen nach wie vor ein Schattendasein, wurden und werden in den Forschungsdesigns zur Heimerziehung, wenn überhaupt, nur am Rande berücksichtigt. Dabei bildeten die Einrichtungen für so genannte „Schwererziehbare“, gar „Unerziehbare“, und „Verwahrloste“ lediglich *eine* Facette eines großen Heimkosmos, waren doch zehntausende Mädchen und Jungen in Säuglingsheimen, in Kleinkinder- und Kinderheimen, in Waisenhäusern, in jugendpsychiatrischen Einrichtungen, in „Mutter und Kind-Heimen“ und eben auch in Heimen für Menschen mit geistiger und/oder körperlicher Behinderung untergebracht. Mit den von uns verfassten Studien zum Johanna-Helene-Heim, einem Haus der Evangelischen Stiftung Volmarstein für körperbehinderte Mädchen und Jungen, zur Diakonischen Stiftung Wittekindshof, einer Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung, sowie einer von der Verfasserin vorgelegten Arbeit über die Stiftung kreuznacher diakonie konnte Licht in ein bislang noch unerforschtes Gebiet der Diakonie-, aber auch der bundesdeutschen Sozialgeschichte gebracht werden werden.<sup>4</sup>

---

(Hg.), Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren, in: Schriftenreihe des EREV, 51. Jg., Nr. 1, 2010, S. 57–64; Ulrike Winkler, Gewalt in der evangelischen Heimerziehung in den 1950er und 1960er Jahren – Befunde und Erklärungsversuche, in: Jochen-Christoph Kaiser / Rajah Scheepers (Hgg.), Dienerinnen des Herrn. Beiträge zur weiblichen Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert, Leipzig 2010, S. 309–324; Tilman Lutz, Strenge Zucht und Liebe: die pädagogischen Arrangements im Rauhen Haus in den 1950er und 1960ern, München 2010; Helmut Bräutigam, Heimerziehung im Evangelischen Johannesstift zwischen 1945 und 1970, Berlin 2011; Ulrike Winkler / Hans-Walter Schmuhl, Heimwelten. Quellen zur Geschichte der Heimerziehung in Mitgliedereinrichtungen des Diakonischen Werkes der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers e. V. von 1945 bis 1978, Bielefeld 2011; Bernhard Frings / Uwe Kaminsky, Gehorsam – Ordnung – Religion. Konfessionelle Heimerziehung 1945–1975, Münster 2012; Sylvelyn Hähner-Rombach, „Das ist jetzt das erste Mal, dass ich darüber rede ...“ Ergebnisse der Studie zur Heimgeschichte der Gustav Werner Stiftung zum Bruderhaus und der Haus am Berg gGmbH zwischen 1945 und 1970, Frankfurt am Main 2013.

<sup>3</sup> Neuerdings aber: Beauftragter der Bundesregierung für die Neuen Bundesländer (Hg.), Aufarbeitung der Heimerziehung in der DDR. Expertisen, Berlin 2012. Zuletzt: Laura Hottenrott, „Roter Stern – wir folgen deiner Spur“. Umerziehung im Kombinat der Sonderheime für Psychodiagnostik und pädagogisch-psychologische Therapie (1964–1987). Eine Bestandsaufnahme, Torgau 2012.

<sup>4</sup> Hans-Walter Schmuhl / Ulrike Winkler, Gewalt in der Körperbehindertenhilfe. Das Johanna-Helene-Heim von 1947 bis 1967, Bielefeld 2010, <sup>2</sup>2012; dies., „Als wären wir zur Strafe hier“ Gewalt gegen Menschen mit geistiger Behinderung – der Wittekindshof in den 1950er und 1960er Jahren, Bielefeld 2011, <sup>3</sup>2012; Ulrike Winkler, „Es war eine enge Welt“ Menschen mit Behinderungen, Heimkinder und Mitarbeitende in der Stiftung kreuznacher diakonie, 1947 bis 1975, Bielefeld 2012. Ähnliche Forschungsprojekte haben die von Bodelschwingschen Stiftungen Bethel – jeweils unter Mitarbeit der/des Verfasser/in – in Gang gesetzt. Siehe aber neuerdings: Gerda Engelbracht / Andrea Hauser, Mitten in Hamburg. Die Alsterdorfer Anstalten 1945–1979, Stuttgart 2013.

### *Quellen und Methodik*

Die nachfolgenden Ausführungen zum Heimalltag in der Phase des Reformprozesses in den Einrichtungen der Diakonie Neuendettelsau beruhen maßgeblich auf den Schilderungen und Erinnerungen (ehemaliger) Bewohner/-innen und (ehemaliger) Mitarbeiter/-innen. Die Entscheidung, sie, die „Expert/-innen in eigener Sache“,<sup>5</sup> zu Wort kommen zu lassen (und sie beim Wort zu nehmen), basiert auf einer immer wieder gemachten Beobachtung: Der Alltag, also, *das, was alle Tage passiert*, schlägt sich nur selten, zumeist aber gar nicht in den Schriftquellen nieder. Mehr noch: Unter den Papierbergen in den Archiven – Dienstanweisungen und Hausordnungen, Dienstpläne und Planungskonzepte, Berechnungen und Statistiken, Freundesblätter und Jahresberichte – wurden die Akteure und Akteurinnen regelrecht begraben. Von wenigen Ausnahmen (Vorsteher, Pfarrer, Ärzte, Hausväter, leitende Schwestern) abgesehen, „verschwanden“ sie und wurden zu gesichts- und geschichtslosen Objekten in den „Anstaltsgeschichten“. Dabei sind es doch gerade die Vielen und die Namenlosen, jene, die vermeintlich keine Geschichte „machen“, die aber in aller Regel gemeint sind, wenn historisch von „Alltag“ oder von „Alltagsgeschichte“ die Rede ist.<sup>6</sup> Allerdings ist an dieser Stelle anzumerken, dass die Gruppe der interviewten Bewohner/-innen keinen repräsentativen Querschnitt durch die „Anstaltsbevölkerung“ darstellt. In dem Jargon gesprochen, der nahezu ein Jahrhundert lang in der „Behindertenhilfe“ gang und gäbe war und den viele der Menschen, die fast ihr ganzes Leben in einer Einrichtung der „Behindertenhilfe“ verbracht haben, längst verinnerlicht haben, kommen in den Interviews die „Frischeren“ zu Wort – Menschen mit leichten kognitiven Beeinträchtigungen oder gar Menschen ohne jede Intelligenzminderung, die es aufgrund von mancherlei Wendungen und Wechselfällen in ihrem Lebenslauf, vor allem aber aufgrund von Fehlentscheidungen der einweisenden Behörden in die „Behindertenhilfe“ verschlagen hat. Viele von ihnen haben sich im Laufe der Zeit den Status von „Hilfspfleger/-innen“ erarbeitet, haben über eine „Werkstätte für Behinderte“ den Sprung zumindest in den zweiten Arbeitsmarkt geschafft, bewältigen das Leben in einer selbstständigeren Wohnform oder haben sich im Heimbeirat engagiert. Die Stimmen der „Schwächeren“, also von Menschen mit schweren kognitiven Beeinträchtigungen, die in ihrer Soziabilität und Kommunikationsfähigkeit stark eingeschränkt sind oder anders, neutraler, ausgedrückt: die sich in einer anderen,

<sup>5</sup> Elsbeth Bösl, *Politiken der Normalisierung. Zur Geschichte der Behindertenpolitik in der Bundesrepublik Deutschland*, Bielefeld 2009, S. 74. Vgl. für den Bereich der Menschen mit seelischen Behinderungen: Hans-Walter Schmuhl, *Experten in eigener Sache. Der Beitrag psychiatrischer Patienten zur „Irrenrechtsreform“ im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, in: *Sozialpsychiatrische Informationen* 39, 2009, Heft 3, S. 7–9.

<sup>6</sup> Alf Lüdtke, *Einleitung: Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?*, in: ders. (Hg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrung und Lebensweisen*, Frankfurt am Main / New York 1989, S. 9–47, S. 9.

für uns nicht verständlichen Sprache ausdrücken, können wir nicht einfangen. Ihre Welt bleibt uns verschlossen, auch wenn wir das Instrumentarium der *Oral History* zur Anwendung bringen. Sie tauchen daher in dieser Studie nur in den Erzählungen der Anderen, der „frischeren“ Mitbewohner/-innen und der Mitarbeiter/-innen, auf.

Ansonsten war es mit Hilfe von leitfadengestützten, also die Gesprächssituation strukturierenden und Erzählroutinen aufbrechenden Interviews möglich, umfassende Kenntnis über (fast) alle Fragen des menschlichen Daseins und Miteinanders, zu Handlungen und Routinen im Heim zu erlangen: zur Ausstattung der Räumlichkeiten, zur Beschaffenheit und zum Aussehen der ausgegebenen Kleidung, der Schuhe und Bettwäsche, zur Hygiene und der medizinischen Versorgung, zur Menge und zur Qualität der verabreichten Speisen, zu den Tisch- und Esskultur(en), zu Ge- und Verboten, Strafen und Belohnungen, zu Lern-, Ausbildungs- und Arbeitsinhalten, zu Möglichkeiten der Freizeitgestaltung und den Hobbys unserer Gesprächspartner/-innen, zu Mobilität und Außenkontakten, Sexualität, Aufklärung und Geschlechterbeziehungen, zu religiösen Praxen und Ritualen, zum Sprachgebrauch usw. Unser ausführlicher Fragenkatalog rief also bei unseren Gesprächspartner/-innen vorrangig ihr Fakten- bzw. ihr „Betriebswissen“<sup>7</sup> ab, von dem sie, hätten sie „frei“ erzählen dürfen, bestimmte Details sehr wahrscheinlich nicht berichtet hätten. Um einmal ein Beispiel zu geben: Nicht wenige unserer Gesprächspartner/-innen reagierten verblüfft, wenn wir sie nach ihrem Essbesteck befragten. Viele hatten schlichtweg vergessen, dass sie lange Zeit nur mit einem Löffel hatten essen dürfen. Dabei stellt das Vorenthalten bürgerlicher Kulturtechniken eine besonders subtile Art dar, das Selbstbild von Heranwachsenden klein zu halten, ihnen einen wichtigen Baustein auf dem Weg zum Dasein eines Erwachsenen vorzuenthalten. Dieser Befund gilt übrigens auch für jene, die durchaus in der Lage gewesen wären, mit Messer und Gabel umzugehen. Mit diesem neu geschaffenen oder besser: erstmals gehobenen Quellenbestand konnten wir unserem Erkenntnisinteresse an einem intimen Blick in den Alltag der Filialen der Diakonie Neuendettelsau entsprechen.

Indem wir das Faktenwissen unserer Gesprächspartner/-innen mit Schriftquellen kombinierten, kontextualisierten und niederschrieben, war es schließlich möglich, diesem eine *objektiv-historische Dimension* zu geben, etwa als Mosaikstein in der Geschichte der Behindertenpolitik der Bundesrepublik Deutschland. Nicht zuletzt konnte mit der schriftlichen Dokumentation der Augenzeugenschaft unserer Gesprächspartner/-innen ein Korrektiv zur bisherigen – mittlerweile allerdings in Veränderung begriffenen – (Diakonie-)Geschichtsschreibung „von oben“ etabliert werden.<sup>8</sup>

<sup>7</sup> Siehe Arnd-Michael Nohl, Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis, Wiesbaden 2006, S. 20f. Arnd Nohl bezieht sich hier auf den mittlerweile klassischen Aufsatz von Michael Meuser / Ulrike Nagel, ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion, in: Alexander Bogner / Beate Littig / Wolfgang Menz (Hgg.), Das Experteninterview, Opladen 2002, S. 71–93.

<sup>8</sup> Nicht zuletzt war die Rekonstruktion ihres Alltages für das Selbstverständnis und Selbstbild der (ehemaligen) Bewohner/-innen unter unseren Interviewpartner/-innen immens wichtig, konnte

Wir haben Wert darauf gelegt, mit Frauen und Männern unterschiedlicher Jahrgänge zu sprechen. So wurde der älteste Bewohner 1924, der jüngste Bewohner 1966 geboren. Die älteste Bewohnerin kam 1933 zur Welt, die jüngste 1953. Die älteste Diakonisse gehört dem Jahrgang 1931, die jüngste Mitarbeiterin dem Jahrgang 1954 an. Zugleich war es uns wichtig, alle Filialen der Diakonie Neuendettelsau im Blick zu behalten.

Die interviewten Bewohner/-innen waren aufgrund unterschiedlichster Diagnosen – „geistige Behinderung“, „Schwachsinn“, „Impfschaden“, „Epilepsie“, „psychische Erkrankung“, „Hirnverletzung“ – eingewiesen worden. In manchen Fällen war eine drängende soziale Notlage – etwa die Evakuierung aus einer bombengefährdeten Gegend wegen des Zweiten Weltkrieges oder der Tod der Angehörigen während Flucht und Vertreibung – ausschlaggebend für den „Weg ins Heim“ gewesen.

In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass uns auch in diesem Projekt wieder einmal Menschen begegnet sind, die mit dem Stigma der „geistigen Behinderung“ oder des „Schwachsinn“ in eine Einrichtung der Behindertenhilfe kamen, ohne dass derlei „Befunde“ diagnostisch fundiert gewesen wären.<sup>9</sup> Gerade bei diesen Frauen und Männern stellte die Heimeinweisung eine erhebliche Weichenstellung in ihrem Leben dar, die von diesen übrigens sehr unterschiedlich bewertet und verarbeitet wurde. Hierüber weiter unten mehr.

Fast alle unsere Gesprächspartner/-innen leben bzw. arbeiten seit Jahrzehnten in der Diakonie Neuendettelsau – in einem Fall beläuft sich der Heimaufenthalt auf mittlerweile 74 Jahre! Gerade den langjährigen Bewohner/-innen und Mitarbeiter/-innen verdankt diese Studie einzigartige Einblicke in eine Einrichtung, die – maßgeblich vom paternalistischen Blick des 19. Jahrhundert auf den „Behinderten“ als eines unmündigen „Kindes“ geprägt – sich Mitte des 20. Jahrhunderts auf den langen und – noch nicht beendeten – Weg der „Integration“ und „Normalisierung“, der Teilhabe und schließlich der „Inklusion“ gemacht hat.

---

doch so ein wichtiger Teil ihrer Biographie dem Vergessen entrissen und dem „gesellschaftlichen Wissen“, zum Beispiel mit dieser Studie, zugeführt werden.

<sup>9</sup> Für den katholischen Bereich erbrachte Dr. Bernhard Frings einen entsprechenden Nachweis. Vgl. ders., Heimerziehung im Essener Franz Sales Haus 1945–1970. Strukturen und Alltag in der „Schwachsinnigen-Fürsorge“, Münster 2013, 55, 62–64. Seine Ergebnisse festigen unsere These von einer „Sammelbeckenfunktion“ der evangelischen und katholischen Anstalten, die unabhängig von deren Konfessionsgebundenheit entstand. Vielmehr sahen sich die konfessionellen Träger in einer Konkurrenz zu öffentlichen Einrichtungen, deren Pflegesätze sie regelmäßig unterboten und sich zudem bereit erklärten, die „schwierigen“ oder „unheilbaren“ Fälle aufzunehmen, um damit für die einweisenden Kostenträger interessanter zu werden.

Tabelle 1: Verzeichnis der interviewten (ehemaligen) Bewohner/-innen<sup>10</sup>

<b>Name</b>	<b>Jg.</b>	<b>Einrichtung</b>	<b>Zeitraum</b>
Udo E.	1946	Bruckberg, Oberdachstetten	seit 1961
Hannelore F.	1937	Neuendettelsau	1943–1954
Leni A.	1936	Neuendettelsau, Bruckberg	seit 1948
Helmut B.	1941	Bruckberg	seit 1961
Gabriel C.	1931	Polsingen	seit 1948
Heidi D.	1950	Neuendettelsau, Rothenburg	seit 1959
Lieselotte G.	1935	Himmelkron	seit 1969
Hanna H.	1948	Polsingen	seit 1972
Detlef J.	1947	Bruckberg, Obernzenn	1957–1972, seit 1984
Thomas K.	1966	Bruckberg, Oberdachstetten	seit 1969
Heinz L.	1940	Neuendettelsau	seit 1947
Meta M.	1939	Neuendettelsau, Bruckberg	seit 1956
Emma N.	1941	Neuendettelsau, Himmelkron	seit 1967
Heike O.	1953	Neuendettelsau, Bruckberg	seit 1962
Dagmar P.	1952	Rothenburg, Bruckberg	seit 1959
Vera Q.	1936	Obernzenn, Bruckberg, Obernzenn	seit 1953
Waltraud Z.	1933	Himmelkron	seit 1957

<sup>10</sup> Das Interview mit einer Bewohnerin (\* 1936) aus Polsingen konnte aufgrund ihrer Sprachbehinderung leider nicht ausgewertet werden.

Tabelle 2: Verzeichnis der interviewten Diakonissen, Diakone und Mitarbeiter/-innen<sup>11</sup>

Name	Jg.	Beruf	Einrichtung	Zeitraum
Paul S.	1953	Heilerziehungspfleger	Bruckberg	seit 1974
Florian T.	1953	Heilerziehungspfleger/Diakon	Bruckberg	seit 1971
Frieda U.	1938	Heilpädagogin/Diakonisse	Neuendettelsau	1960–2004
Rainer V.	1947	Heilerziehungspfleger/Diakon	Polsingen	1967–2012
Heidemarie W.	1931	Heilpädagogin/Diakonisse	Neuendettelsau	1953–1999
Gisela X.	1947	Heilerziehungspflegerin/Diakonisse	Himmelkron	seit 1968
Torsten Y.	1950	Heilerziehungspfleger	Bruckberg	seit 1972
Michael A.	1950	Heilerziehungspfleger	Bruckberg	seit 1972
Brigitte B.	1954	Heilerziehungspflegerin	Rothenburg	seit 1971

### *Die unterschiedlichen Perspektiven*

Pädagogische Verhältnisse sind von institutioneller und kommunikativer Macht und von einseitiger Abhängigkeit geprägt. Es verwundert daher nicht, dass die Schilderungen (und Bewertungen) der ehemaligen Bewohner/-innen mit jenen ehemaliger Mitarbeiter/-innen nicht immer konform gingen. Und tatsächlich konnte der Blick eines Bewohners oder eines Erziehers oder einer Schwester auf ein- und dasselbe „Faktum“ sehr unterschiedlich sein. Dies soll kurz am Beispiel des auch noch in den 1960er Jahren in einigen Filialen der Diakonissenanstalt Neuendettelsau verwendeten Aluminiumtellers verdeutlicht werden. An diese häufig zerbeulten, verbogenen und aufgrund jahrelangen Gebrauchs zerkratzten Teller erinnerten sich die (ehemaligen) Bewohner/-innen sehr ungerne. Kamen zusätzlich Becher aus Aluminium zum Einsatz, so waren diese – mit heißem Tee oder heißer Milch gefüllt – kaum anzufassen, mehr noch: „Dann verbrennst du dich“, wie eine Gesprächspartnerin aus Bruckberg warnte.<sup>12</sup> Aus der Sicht der Leitung und des Personals – nicht selten unterbesetzt, mit großen Gruppen konfrontiert und am Rande ihrer körperlichen und seelischen Kraft stehend – er-

<sup>11</sup> Ein/e Mitarbeiter/-in zog ihr/sein Interview nach der Lektüre des Manuskripts zurück, gestattete aber die Aufnahme einiger wichtiger Informationen.

<sup>12</sup> Interview Meta M., 18.4.2012.

leichterte das Aluminiumgeschirr die tägliche Arbeit enorm: Es war preisgünstig, stapelbar, leicht zu reinigen und nahezu unverwüstlich. Es hielt Generationen von Heimbewohner/-innen aus.

Erinnerungen und die damit einhergehenden (Be-)Wertungen und Wirklichkeiten hängen also ganz stark von der jeweiligen Person, ihrer Position innerhalb eines hierarchischen Gefüges, ihrem biographischen Hintergrund, ihrem „sozialen Wissen“<sup>13</sup> usw. ab. Indes haben alle diese Wirklichkeiten ihre Berechtigung, keine ist als „richtig“ oder als „falsch“ zu bewerten, keine ist mehr wert als die andere. Im Gegenteil: Erst wenn möglichst viele Erinnerungen zusammen gedacht werden – sei es die einer Bewohnerin von Himmelkron, eines Heilerziehungspflegehelfers in Polsingen, eines Bewohners in Bruckberg oder einer Diakonisse in Neuendettelsau –, kommt man der Vielgestaltigkeit des Alltags in den Heimen, seinen guten und schlechten Seiten, ein Stück näher. Durch Überkreuzvergleiche der Interviews, die Hinzuziehung von schriftlichen Quellen und mehrfaches gezieltes Nachfragen konnten Erinnerungsfehler (etwa bei Namen, Jahreszahlen usw.) beseitigt werden. Schließlich sind vor Drucklegung allen Interviewpartner/-innen Teile des sie betreffenden Manuskripts mit der Bitte um Kontrolle, Korrektur, Ergänzung und Autorisation zugegangen.

### *Zur Konzeption der Studie – die Untersuchungsgegenstände*

Im Folgenden sollen diejenigen Bereiche im Alltag von Neuendettelsau, Bruckberg, Polsingen, Rothenburg ob der Tauber, Oberzenn und Himmelkron näher untersucht werden, die besonders von den Veränderungen der 1960er/70er Jahre betroffen waren. Hierzu um Auskunft gebeten, setzten die (ehemaligen) Bewohner/-innen naturgemäß andere Schwerpunkte und Inhalte als die (ehemaligen) Mitarbeiter/-innen. Allen Bewohner/-innen war es ein wichtiges Anliegen, über ihre *Heimeinweisung*, ihre *erste Zeit im Heim* und ihr *Verhältnis zu den Mit-*

<sup>13</sup> Klaus Latzel definiert in Anlehnung an Alfred Schütz und Thomas Luckmann das „soziale Wissen“ als ein im Prozess der (primären und sekundären) Sozialisation internalisiertes Wissen, das „zum größten Teil aus Routinewissen, aus den Bedeutungsstrukturen der Sprache, aus typisierten Handlungsweisen des praktischen Bewusstseins besteht, welches hilft, das alltägliche Leben zu meistern“. Das „soziale Wissen“ beinhaltet außerdem Urteile und Vorurteile, Normen und Wertmaßstäbe, Überzeugungen und Glaubensinhalte, die als „Deutungs- und Sinnmuster auch für die großen Fragen des Lebens und des Sterbens Orientierung bieten sollen“. Es ist „historisch variabel, aber inhaltlich begrenzt, und es ist als Grundlage kollektiver Identitäten, in unterschiedlichem Maße sozialspezifisch verteilt“. Alfred Schütz / Thomas Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1979, siehe: Klaus Latzel, *Kriegsbriefe und Kriegserfahrung: Wie können Feldpostbriefe zur erfahrungsgeschichtlichen Quelle werden?*, in: *Werkstatt Geschichte* 22 (1999), S. 7–23, S. 10, Anm. 9, sowie ders., *Vom Kriegerlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen*, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 56 (1997), S. 1–30. Dass das Konzept des „sozialen Wissens“ auch für Menschen mit geistiger Behinderung mit großem Erkenntnisgewinn angewandt werden kann, ist nachzulesen in: Ulrike Winkler, „Der ist Blöde und Dumm“ – Erlebnis, Erfahrung und das „soziale Wissen“ von Menschen mit geistiger Behinderung, in: Hans-Walter Schmuhl / Ulrike Winkler (Hgg.), *Welt in der Welt. Heime für Menschen mit geistiger Behinderung in der Perspektive der Disability History*, Stuttgart 2013, S. 161–178.

*arbeiter/-innen* zu sprechen, von deren Anwesenheit und Verhalten sie teilweise in hohem Maße nicht nur physisch, sondern auch psychisch abhängig waren und sind. Schmerzliche Erinnerungen an tiefgreifende Gewalterlebnisse und damit verbundene Ohnmachtserfahrungen standen neben guten Erinnerungen an ein von Freundlichkeit bestimmtes Miteinander. Weiterhin benannten die Bewohner/-innen den großen Bereich der *Beschulung*, der *Ausbildung* und der *Arbeit*. Sodann war ihnen ihre *räumliche Situation* und *soziale Mobilität*, und hiermit eng verbunden ihre Möglichkeiten zur *gesellschaftlichen Partizipation* und *Wahrnehmung von Verantwortung in ihrem eigenen Lebensbereich* (Stichwort: Heimbeirat), wichtig. Besonders prägnant sind den Männern und Frauen die Veränderungen im Umgang mit dem anderen Geschlecht in Erinnerung geblieben. Nicht für alle unsere Gesprächspartner/-innen, dies sei bereits angemerkt, bedeutete die „Auflockerung“ des *Geschlechterverhältnisses* eine Errungenschaft. Manchmal wurde dieser „Markt der Möglichkeiten“ auch als unwillkommene, weil unbekannte und anstrengende Herausforderung im persönlichen Alltag bewertet.

Für die interviewten Mitarbeiter/-innen waren drei Themenbereiche besonders wichtig. Da waren zunächst die vorgefundenen *Arbeitsbedingungen*, die vor der Umsetzung des „Plans zur Sanierung“ 1972 als teilweise außerordentlich schwierig und als chronisch überfordernd erlebt wurden. Als Stichworte seien schon hier der gravierende Personalmangel, die großen Gruppen und die prekären materiellen Gegebenheiten in der unmittelbaren Nachkriegszeit, aber auch noch in der jungen Bundesrepublik genannt, unter denen sowohl die Bewohner/-innen als auch die Schwestern, Brüder und Mitarbeiter/-innen litten. Einen zweiten Schwerpunkt bildete die verbesserte *interne Qualifizierung*, die mit einem Zugewinn an Kompetenz und Souveränität im beruflichen Alltag einherging und für persönliche Zufriedenheit sorgte. Schließlich war es allen Mitarbeiter/-innen wichtig, über ihr alltägliches *Zusammensein mit den Bewohner/-innen* zu sprechen, das ihnen – seit Jahrzehnten – mehr ein von Empathie getragenes Miteinanderleben denn ein „Arbeiten“ war und ist. Fünf unserer Gesprächspartner/-innen sind Diakonissen oder Diakone, haben sich also – neben ihrer Arbeit in der Diakonie Neuendettelsau – für ein spezifisches Modell der Glaubens-, Dienst- und – im Fall der Diakonissen auch – Lebensgemeinschaft entschieden. Was hat sie motiviert? Welchen Halt gab und gibt ihnen ihre Gemeinschaft in ihrem (Berufs-)Alltag?

Die Beschreibung der oben aufgelisteten Themenbereiche folgt – von wenigen inhaltlich begründeten Ausnahmen – einem chronologischen Verlauf. Wie erwähnt, sollen dabei insbesondere die Umbruchzeiten der 1960er/70er Jahre im Fokus stehen, die sich nur aus dem Geschehen in den Jahren zuvor erklären und deuten lassen. Da es den jetzigen Bewohner/-innen außerordentlich wichtig war, ihre heutige Lebenssituation, ihre Wünsche und Hoffnungen zu schildern, begleitet diese Studie sie bis in unsere Zeit hinein. Damit haben sie ihre Kriterien an eine Gesellschaft formuliert, die zwar vollmundig die Inklusion von Menschen mit geistiger Behinderung postuliert, sich mit der Umsetzung jedoch sehr schwer tut.

*Leben und Arbeiten in den Einrichtungen der Diakonie  
Neuendettelsau – Die Rahmenbedingungen seit den 1950er Jahren*

„Lasst doch mal den Bruckberg frei machen. Wir sind doch keine Ausreißer.“<sup>14</sup> Diese Forderung richtete die 1954 geborene Heike O. Anfang der 1970er Jahre an die damalige Leitung von Bruckberg, einer Filiale der Evangelisch-Lutherischen Diakonissenanstalt Neuendettelsau. Bei einem ihrer Spaziergänge über das Gelände der Einrichtung war der jungen Frau nämlich aufgefallen, dass dieses von einem Drahtzaun umgeben war. Tatsächlich begann wenige Tage später ein Arbeiter, den Zaun – beginnend am Schloss – zu entfernen.<sup>15</sup>

Dieses wichtige Ereignis – gleichsam ein Symbol für den Reformbeginn in Bruckberg – ging sicherlich nicht auf das Drängen von Frau O. zurück, auch wenn ihre und die Stimme anderer Heimbewohner/-innen ihren Teil dazu beigetragen haben dürften. Vielmehr korrespondierte die Entscheidung der Leitung, das Gelände zu öffnen, die Wege öffentlich zugänglich zu machen und die Bewohner/-innen nicht länger zu verstecken, mit einer sich wandelnden Wahrnehmung von „Behinderten“ in der deutschen Gesellschaft, die im Folgenden skizziert werden soll.

Grundsätzlich ist zunächst anzumerken, dass Menschen mit Behinderungen keine homogene Gruppe darstellen – letztlich haben sie nur gemeinsam, dass sie mit dem stigmatisierenden Begriff „behindert“ belegt werden. Neuere Forschungsansätze betrachten „Behinderung“ nicht (nur) als etwas Naturgegebenes, Vorfindliches, Unhinterfragbares, das seinen Sitz im Körper (oder – im Falle einer „geistigen“ oder „seelischen Behinderung“ – im Gehirn) des behinderten Menschen hat und als „natürlicher“ Defekt oder Defizit, als individueller Mangel oder Makel verstanden werden muss, dem das System sozialer Staatlichkeit durch medizinische, soziale und berufliche Rehabilitation wortwörtlich „zu Leibe rückt“. Vielmehr verstehen wir „Behinderung“ heute vor allem als eine „sozio-kulturelle Konstruktion“, als Ergebnis der in einer Gesellschaft „herrschenden“ Vorstellungen über „Normalität“ und „Abweichung“. Solche Konstruktionen von Behinderung schließen immer auch Gruppen von Menschen mit körperlichen, kognitiven oder psychischen Beeinträchtigungen aus, da „Behinderung“ stets von einer „Idealklientel“ her gedacht wird: etwa dem männlichen, erwachsenen „Kriegsbeschädigten“ mit einer Arm- oder Beinprothese, dem durch Verkehrs-, Sport- oder Arbeitsunfall querschnittgelähmten Rollstuhlfahrer, dem „Contergankind“ usw. Das bedeutet, dass andere Gruppen von Menschen mit Behinderungen – Frauen, geistig, seelisch oder schwer mehrfach behinderte Menschen – gesellschaftlich nicht wahrgenommen werden.<sup>16</sup> Das aber hat ganz

<sup>14</sup> Interview Heike O., 19.4.2012.

<sup>15</sup> Auskunft Martin Piereth, 19.6.2013.

<sup>16</sup> Eine luzide Einführung in die neue *Disability History* und ersten Überblick bieten die Beiträge in: Elsbeth Bösl / Anne Klein / Anne Waldschmidt (Hgg.), *Disability History. Konstruktion von Behinderung in der Geschichte*, Eine Einführung, Bielefeld 2010; sowie neuerdings: Elsbeth Bösl,